Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Es ist lange her
Autor: Zahn, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573756

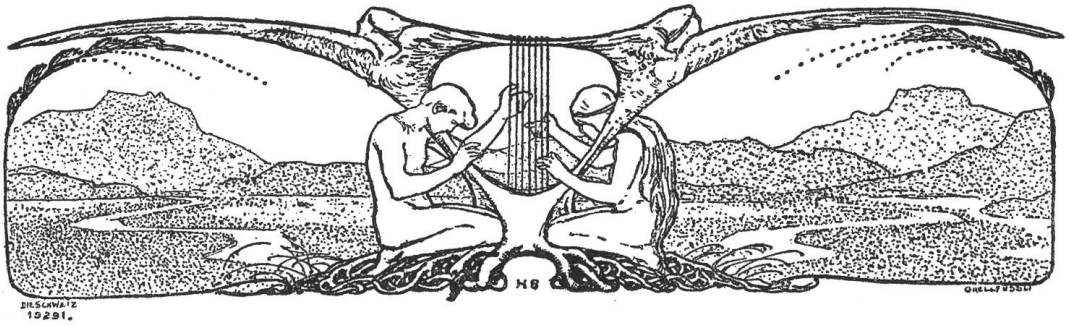
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Entschlummern

Der Berg ist grau, der Grund verdüstert;
Aufs Kissen glitzert mir der Sternebaum.
Wer ist's, der mir zu Häupten flüstert?
Mich dünkt: zu zweit, gedämpft. Ich hör es kaum.
Am goldnen Stabe naht der Traum.
Und immer, immer webt das Flüstern.
Das sind die Stimmen von Geschwistern:
O Schlaf und Tod, schwermütige Zwillingsbrüder,
Ihr blickt aus dunkeln Augen auf mich nieder!

Adolf Frey, Zürich.

Es ist lange her.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Skizze von Ernst Zahn, Göschenen.

Es ist lange her.

Sie saßen einander im Arbeitszimmer des einstigen Schultheißen Jörg Veit gegenüber, dieser und sein Freund, der Hauptmann Peter am Stad. Sie waren Männer von einigen vierzig Jahren. Veit hatte seinen Lehnstuhl vom Schreibtisch abgedreht, saß weit zurückgelehnt, den Oberkörper über die eine Lehne hinaus gebogen und den linken Arm auf den Tisch gestützt. Seine Haltung hatte etwas Ausgedachtes, in Szene Gesetztes. Aber er war ein schöner Mann mit einem scharfgeschnittenen, hochgestirnten Kopf und noch kohlschwarzem Haar und Bart.

„Du hast dir die Jahre vom Leibe gehalten," sprach der Hauptmann eben zu ihm. Er streifte dabei mit einem flüchtigen Blick den Spiegel, der ihm gegenüber hing und sein eigenes, gebräuntes, nicht furchenloses Gesicht und den Scheitel zeigte, der stark mit Grau gesprenkelt war.

„Tja," erwiderte Veit. „Man beobachtet sich eben und tut, was man kann."

Dabei erhob er seine weiße schmale Hand und schüttelte den Aermel seiner Sammetjoppe und die Spitzenmanschette ein wenig zurück, sodaß die edle Linie des Gelenkes besser sichtbar wurde.

Eitel war er immer, dachte der Hauptmann.

Dann kamen sie ins Erzählen. Sie hatten sich viele Jahre nicht gesehen. Peter am Stad war, vom Zufall hergeführt, unangemeldet ins Haus getreten. Vorläufig war er sich noch nicht klar, ob er dem willkommen war, mit dem er seit der gemeinsamen Knabenzeit hie und da Briefe gewechselt.

Dem Schultheißen Jörg Veit war vor zwei Jahren die Frau gestorben. Er erzählte von ihr: „Du kanntest sie ja. Sie war immer zart, immer hübsch, immer geduldig. Sie fehlt mir etwas; denn sie kannte so meine Gewohnheiten, die Anna, meine Tochter, noch nicht ganz versteht oder zu verstehen sich Mühe nimmt. Immerhin bin ich zu sehr mit meiner Ar-

beit beschäftigt, als daß ich viel Muße zu Trauer hätte."

„Richtig — du bist ja unter die Literaten gegangen," bemerkte der Hauptmann und wunderte sich über des andern luftig-lieblose Rede.

Veit verzog den knappen Mund; die Bemerkung enthielt ihm zu wenig Ehre. „Was sollt ihr Soldaten davon verstehen!" sagte er mit einem scharfen kleinen Lachen, und abermals seine Hand betrachtend, fügte er gemessen hinzu: „Du wirst wenige Namen von besserem Klang finden unterm heutigen Schrifttum."

Der Hauptmann stand auf und schlug scherzend die bespornten Hacken zusammen. Die grüne knappe Uniform zeigte den sehnigen, schlanken Wuchs seiner Gestalt. Der Kopf, der aus dem hohen dunkeln Kragen stieg, hatte ein weiches Gepräge; man hätte in ihm eher den Poeten gesucht als in dem andern. Er trat dann vor ein Oelbild, das an der Wand hing. „Ich erkenne deine Frau noch, wie du mir sie geschildert," sagte er, „obschon sie hier einen leidenden Zug hat."

„Frauen sind Virtuosinnen des Leidens," warf Veit hin; „sie machen sich Lasten, wenn sie keine haben."

Peter am Stad dachte, daß das Bildnis vor ihm nicht nach eingebildetem Kummer aussehe. Er fühlte sich von dem Wesen des Jugendfreundes erkältet. Zu lange wirst du nicht bleiben, sagte er zu sich selber.

Da schlug ein Windzug am Fenster eine dunkle Gardine zurück. Die Sonne eines Sommertages brach mächtig herein. Der Raum veränderte sich plötzlich. Die Silhouetten an den Wänden in ihren braunen Rahmen bekamen Leben, die geblümte Tapete, der blumige Stoffbezug der Stühle leuchteten.

Eine Tür war gegangen. Ein junges Mädchen trug ein zierliches Teebrett herein. Ihr Kleid aus feinem fröhlichfarbigem Wollstoff hatte einen tiefen Halsausschnitt, und die weiten Aermel gaben die Arme bis zu den Ellbogen frei.

Der Hauptmann überlegte, was zarter sei, das Porzellan auf dem Brett oder die Haut der Haustochter.

„Begrüße den Freund deines Vaters, Anna," sagte der Schultheiß in seiner geschraubten Art, als empfehle den Gast erst das Band, das ihn mit ihm verband.

Anna Veit stellte das Brett auf einen Tisch und streckte dem Hauptmann die Hand hin. Er meinte, nie ein schmiegsameres Glied berührt zu haben. Sie aber ordnete darauf das Geschirr und goß den Tee ein. Die Bewegungen ihres Körpers, dem das Kleid keine Fessel war, waren voll großer Anmut. Sie reichte dem Vater zuerst seine Tasse.

„Verzeih," entschuldigte sich dieser beim Freunde, „patriarchalische Sitte. Man soll im Hause wissen, wer der Herr ist."

Am Stad blickte das Mädchen an. Auf ihren Wangen stand ein leises Rot.

„Hast du die Ode gelesen, mein Kind?" fragte Veit seine Tochter.

„Noch nicht, Vater," antwortete diese mit einer auffallenden Aengstlichkeit. „Sie wissen, ich hatte Haushaltspflichten."

„Natürlich," gab Veit zurück, und seine schöne Stirn färbte der Zorn. „Das ist ganz die Art der Mutter: dem Haushalt alle Ehre, dem Vater gelegentlich, wenn es reicht, einen Seitenblick."

„Vater!" bat Anna.

Der Schultheiß wendete sich mit einem gereizten Lachen zum Freunde. „Was soll man sich noch ärgern!" sprach er mit spitzen, beleidigten Lippen und unterbrach sich selbst: „Aber erzähle doch von dir, am Stad. Was treibst du? Was macht dein Ehestand?"

„Was kann ein Soldat treiben in langer Friedenszeit?" entgegnete der andere. „Ich bewirtschafte mein Gut. Ich ..."

Er stockte. Ein rasches Wort war ihm auf die Zunge gefahren: Ich ertrage die Launen meiner Frau. Das Bild eines friedlosen Haushalts, seines Haushalts, stand, von der Frage Veits erweckt und blitzschnell erleuchtet vor seinen Gedanken. Er sah die Frau, seine Frau, die krank war, verzogen von Jugend auf, von ihm selber verzogen und sich selber in ihrer inneren Zerfallenheit zur Qual wie den andern. Aber er sprach das Wort nicht aus. Es schien ihm plötzlich seiner nicht würdig. Der Freund hatte vorhin von einer Toten übel geredet; es war ihm gewesen, als sei es Lüge. Was brauchte er

selbst eine Lebendige zu schmähen? Vielleicht war ja Schuld auch bei ihm?

„Deine Kinder müssen groß sein," fuhr der Schultheiß fort. „Du hast doch früh geheiratet."

„Sie sind es, sind auch schon hinaus in die Welt, Peter, der Sohn, über Meer, die Tochter Elisabeth in den Ehestand."

„So lebst du allein mit deiner Frau?"

„Ja."

Jörg Veit, der Dichter, zwinkerte mit einem Auge. „Stimmte es nicht einmal nicht so recht bei euch?" lachte er. Er nahm keine Rücksichten.

„Wir geben uns Mühe, einander zu verstehen," erwiderte der Hauptmann.

Der andere fuhr in seiner spöttischen Weise fort: „Entschuldige dich nicht. Weiber sind Weiber. Ich kenne sie längst!"

Ein silbernes Löffelchen klirrte auf feinem Porzellan. Hauptmann am Stad sah hinüber und gewahrte, wie Anna Veit mit unsicheren Fingern eine Tasse niedersetzte. Ihre hellbraunen Augen suchten die Türe, als ob sie hätte entlaufen mögen. Es lag ein Zug unendlicher Pein um ihren Mund. Es rührte und bewegte ihn seltsam. Entschlossen zwang er das Gespräch in andere Bahnen. „Ich tue Dienste als Steuereinnehmer und Verwaltungsmann," erzählte er. „Ich reite von Ort zu Ort und bin bei den Beamten so gefürchtet wie der Büttel beim niedern Volk."

„Das ist uns alles an der Wiege nicht gesungen worden," meinte Veit. „Ich hätte eher erwartet, dich mit der Laute als mit dem Säbel alt werden zu sehen."

Damit kamen sie in ihre Jugend zurück, und ihr Gespräch wurde lebhaft und warm. Die Zeit, die beiden lieb war, stand auf. Sie tranken dabei ihren Tee.

Das junge Mädchen war ihnen eine stumme Zuhörerin. Nach einer Weile machte es sich daran, das Geschirr wieder hinauszutragen.

Jörg Veits Blick fiel indessen auf ein Blatt, das auf seinem Tisch lag und an dem er geschrieben hatte, als der Gast eingetreten war. Die Lust oder die Notwendigkeit schien ihn an die Arbeit zurückzutreiben. Mit einiger Hast sagte er plötzlich: „Ich nehme an, daß dein Pferd im Wirtshaus stehen bleibt, wo du abgestiegen bist. Du selbst siedelst doch wohl zu uns über? Du bleibst doch ein paar Tage?"

Anna blieb vor der Schwelle stehen. Sie wartete, was der Gast antworten würde.

Der zögerte. Die Worte boten sich ihm nicht sogleich. Das Wesen des Jugendfreundes war nicht sonderlich einladend, der Gedanke, nicht zu verweilen, lag ihm noch so nahe wie vorhin. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, die Aufforderung abzulehnen, die in des andern Worten gelegen hatte. Er war sich nicht klar, weshalb. Fast unbewußt sprach er: „Ich weiß nicht — ich wollte nur eben auf dem Vorbeiwege guten Tag sagen. Ich werde euch stören, ich ..."

Der Schultheiß unterbrach ihn. „Du störst nicht. Ich lasse mich nicht stören, wie du gleich sehen wirst. Ich arbeite zur gewohnten Zeit. Wenn ich frei bin, plaudern wir."

Er wartete, um möglichst rasch an seine Schrift zu kommen, keinen weiteren Bescheid ab, sondern wendete sich an die Tochter. „Zeige unserem Gaste sein Zimmer. Führe ihn auch in den Garten, wenn er will. Ich brauche zwei Stunden für mich allein."

„Du entschuldigst doch," bemerkte er zu am Stad.

Dieser hatte sich erhoben. Noch immer unentschlossen, nickte er dem Freunde zu und wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal in der Tür stand und hinter Anna die Stube verließ.

Das junge Mädchen stellte draußen im Flur ihr Brett auf ein Tischchen. „Bitte," sagte sie. Damit stieg sie ihm vorauf eine Treppe empor. Dann eine zweite.

„Das Gastzimmer liegt hoch," entschuldigte sie sich mit einem Lächeln. „Ansprüche dürfen Sie nicht viele machen."

Er verwunderte sich. Sie war auf einmal gänzlich verändert. War es, weil sie der Nähe des Vaters entronnen war oder weil sie sich hier in ihrem Reiche und Machtbereiche fühlte? Ihr Wesen atmete eine Helligkeit, als ob sie wie der Sommertag aus ihren jungen Augen heraus Licht verströmen könnte. Ihr Gang war leicht und geräuschlos, und sie öffnete die Tür der großen Dachkammer, in die sie

ihn führte, mit so flinker Hand, daß weder Schloß noch Angel knarrten.

Die Kammer hatte eine fast weiße Tapete. Sie enthielt ein weißes schmales Bett, einen Spiegeltisch mit blauer Seide ausgeschlagen, und zierliche Sessel. Am Fenstergesims standen blühende Blumen. Insekten umschwirrten sie, und ein dunkler Falter taumelte und tanzte über ihnen, als suchte er den Weg ins Zimmer.

„Zu schön für einen Soldaten," sagte Peter am Stad.

„Hier habe ich früher gewohnt," erklärte Anna. „Als die Mutter noch lebte," fügte sie hinzu. Ihre Augen wurden dabei groß und still. Dann bat sie ihn, nicht zu zürnen, daß noch nichts bereitet sei, fragte nach seinen Felleisen und ob sie die Magd darnach schicken dürfe.

Der Hauptmann schlug vor, daß er selber nach dem Wirtshaus gehen wolle, um das Nötige zu besorgen, und sie ließ ihn allein, ihn bittend, sie in der Wohnstube zu rufen, wenn sie ihm später den Garten zeigen dürfe.

Als sie gegangen war, stand er einen Augenblick mitten in dem duftigen Gemach still. Er sah sich um. Dieser frohmütige Raum, diese Sommerhelligkeit, dieses Mädchen, das eben hinausgegangen! Er fühlte noch dumpf, daß er einmal halb entschlossen gewesen war, weiter zu reiten, aber er bereitete sich in einer seltsamen Gedankenverlorenheit auf das Dableiben vor. In diesem traumartigen Zustand begab er sich nachher ins Wirtshaus, sorgte daselbst für sein Pferd, ließ sein Gepäck herübertragen und fand sich, ohne dem Freunde Jörg noch einmal begegnet zu sein, in seinem Gastgemach wieder, als der heiße Mittag schon leise sich zu mildern und in den Abend hinüber zu träumen begann. Waren es nun der ernstere Schatten, die größere Kühle im Zimmer, die auch seinen Ueberlegungen mehr Ruhe und Schärfe gaben: er befand sich mit diesen wieder viel mehr bei der Wirklichkeit. Er vergegenwärtigte sich die Szene im Zimmer des Freundes. Das eitle und anspruchsvolle Wesen Veits erschien ihm jetzt in der Erinnerung noch ausgeprägter. Er meinte zu erkennen, daß, von jenem verursacht, auf dem Hause ein Druck liege und daß die Tochter wohl ein rechtes Leben der Jugendfreudenentbehrung und Einsamkeit hier lebe, wie, so schien ihm, schon die Mutter gehabt haben müsse. Abermals tauchte daneben das Bild seiner eigenen Häuslichkeit auf, einer Häuslichkeit, der er seit Jahren entrann, wann immer er konnte, weil sie das Unbehagen und den ewigen, durch mühsame Höflichkeit gedämpften Unfrieden barg. Abermals sah er eine bleiche, hagere Frauengestalt vor sich. Sein Weib! An ihren Lippen und Fingern war ein ewiges Zittern und Fliegen. Die zornmütigen und die wehklagenden Worte waren ihrem Mund so wohlfeil wie den einst schön gewesenen, jetzt seltsam verblaßten Augen die Tränen. Das Bild quälte ihn. Warum war das alles nicht zu ändern? Und wieder suchte er nicht alle Schuld bei jener andern, sondern dachte unwillig an manche eigene Ungeduld und Strafbarkeit, als hätte die Erkenntnis von Veits Wesen ihm selber den Spiegel vorgehalten. Er kam sich klein vor, geriet in einen Zustand seltsamer innerer Unzufriedenheit und vergaß in dieser Zerfallenheit gänzlich, daß er Anna Veit hätte rufen sollen. Erregt begann er im Zimmer auf und ab zu schreiten. Da bemerkte er, zufällig vom Fenster aus, wie das junge Mädchen unten im Garten stand und zu ihm emporblickte. Noch lag die Sonne reich und warm über ihr. Sie hatte ihr schlichtes Hauskleid mit einem noch leichteren, sommerlichen Gewand vertauscht, das Hals, Nacken und Arme völlig freigab. Einen Augenblick stand er vor ihrer Lieblichkeit wie vor einem Wunder. Dann bedeutete er ihr mit einem Kopfnicken, daß er bereit sei, und verließ mit von einer ungewöhnlichen Jugendlichkeit beschwingten Schritten das Gemach. An der Tür Veits vorüberkommend, überlegte er, daß der Jugendfreund längst seine zwei stillen Stunden gehabt habe und daß er es ihm vielleicht schuldig sei, bei ihm anzuklopfen, allein die Lust dazu fehlte ihm plötzlich. Ja, er würde es bedauert haben, wenn der Schultheiß in diesem Augenblick herausgetreten wäre und ihn auf seinem Gang zum Garten aufgehalten hätte.

Anna kam ihm zwischen hohen Bohnenstauden entgegen, als er ins Freie trat. Der Garten zeigte ein drolliges Ge-

misch von Blumen und Gemüse, Nutz- und Zierbäumen, von Edelgewächsen und Unkraut. Die Wege waren ungejätet. Rosenbüsche wuchsen aus Nesseln, aber Blüten wie Mißwuchs waren von einer großen Ueppigkeit, und die Farben der edeln und der gemeinen Blumen hatten einen Zusammenklang, der wie ein jauchzendes Lied von der Herrlichkeit des Sommers war. Annas Schritte waren in dem Summen der Insekten, in dem leisen Wehen der Büsche und Blätter nicht hörbar. Ihre anmutvollen Bewegungen schienen dem Neigen und Wiegen der Aeste sich einzufügen, und die blühende Wirrnis des Gartens war ihrer zarten Lieblichkeit der rechte Rahmen.

„Ich hätte Sie vielleicht früher rufen sollen," redete sie Peter am Stad an. „Nein doch," entgegnete er. „Ich vielmehr muß um Entschuldigung bitten, daß ich so spät komme."

Damit nickten sie einander zu, ohne sich die Hände zu reichen, traten nebeneinander und begannen durch den Garten zu schreiten.

„Denken Sie nicht, daß ich gegen das Dorn- und Wustzeug hier nicht gekämpft habe," begann Anna ein Gespräch; „aber ich habe es aufgeben müssen. Einen Gärtner halten wir nicht, und auch ein solcher allein wäre schwerlich Herr geworden."

Der Hauptmann wunderte sich, was für viele Arbeit sie wohl haben möge. Das schien sie sogleich ihm anzusehen; denn sie hob das errötende Gesicht zu ihm und sagte: „Das befremdet Sie, nicht wahr? Sie meinen, daß ich Zeit habe. Wir leben hier ja so einsam. Aber der Vater braucht mich."

Und dann schien ihr auch diese Erklärung wieder innere Mühe zu machen; denn sie fügte hinzu: „Es ist nur natürlich. Vater liest mir seine Arbeiten vor. Oder er wünscht, daß ich ihm vorlese. Oder es gibt für ihn zu schreiben."

Ihre Augen suchten ängstlich in am Stads Gesicht. Sie verwirrte sich in ihren eigenen Worten wie in einem Netze. Sie hatte sichtlich nicht zeigen wollen, daß sie des Hausherrn übermaßen beanspruchtes Werkzeug war, und verriet es doch im ungeschickten Bestreben, dem Gaste Dinge, die ihn befremden mußten, zu erklären.

„Ich weiß die Ehre, dem Vater zur Hilfe zu sein, wohl zu schätzen," schloß sie mit einer Art Hilflosigkeit.

Peter am Stad neigte nur manchmal leise den Kopf.

Sie schritten weiter und weiter. In seiner grünen, den schlanken Körper herb umschließenden Uniform erschien er auffallend groß, stark und dunkel neben ihrer leichten Zierlichkeit. Er bog sich ein wenig herab zu ihr und senkte manchmal mit einer nachdenklichen Ruhe und wachsender Freude den Blick in den ihren. Beide waren barhaupt, und Sonne und Wind spielten mit ihren Scheiteln, dem weichen hellbraunen des Mädchens und dem leise ergrauenden vollen Haar des Mannes.

Unter allerlei Erklärungen dessen, was da wuchs, eines Ausblicks oder einer Natureigentümlichkeit, die Anna dem Gaste gab, erreichten sie ein Gartenende und damit ein zwischen Bäumen und Büschen verstecktes, in rostigen Angeln hangendes Türlein. Jenseits, zwischen weißstämmigen Birken, deren bewegliche Blätter in Wind und Sonne blitzten, stand eine einzelne schwarze, reglose Kiefer.

„Dort liegt unser Geheimnis," sagte Anna Veit. Ihr Gesicht trug plötzlich einen Ausdruck, der fast an Trübsinn gemahnte.

Der Hauptmann suchte umsonst ihn mit ihren Jahren zu vereinen. Sie aber öffnete das leise knarrende Türlein, und er sah um den kupferfarbenen Stamm der Kiefer, kreisförmig geordnet, von den Birken umflüstert, einige Grabsteine aus grauem Sandstein liegen. Hinter ihnen tat die Welt sich wieder auf. Weit dehnte sich Heide hinaus, und das rote Abendlicht spann über ihr.

„Da liegen unsere Toten," sagte Anna Veit.

„Welch ein Ort zum Ruhen!" lobte am Stad.

„Nicht nur für die Gestorbenen," gab sie zurück und schritt zu einer verwitterten Holzbank, die zwischen zwei Birken stand. Sich da niederlassend, wies sie nacheinander auf die Steine. „Das ist des Großvaters Grab," erzählte sie, „das gehört der Aehne, dort liegt der Urgroßvater begraben, und hier ... hier haben sie die Mutter hingelegt."

Der letzte Stein, noch weniger verwittert als die andern, stand dicht an einem der Bäume, die neben ihrem Sitze wurzelten, und sie streckte den schlanken nackten Arm aus und legte die Hand auf das Mal, das keine andere Schrift als den Namen Katharina trug.

„Sie entbehren wohl die Mutter sehr?“ sagte der Hauptmann. Er lehnte an einem der Bäume, ein Stück ab von ihr.

Ihre Augen füllten sich sogleich mit Tränen; sie brachte keine Antwort über die zitternden Lippen.

Ein großes Mitleid mit ihrer verlassenen Jugend ergriff den Soldaten. Er ahnte eine Einsamkeit, die ihn fast schauern machte. Schon suchte er nach einem tröstenden Worte, da fand sie selbst die Rede wieder. „Wir waren große Freundinnen, die Mutter und ich,“ erzählte sie; in ihrer Stimme bebte noch das unterdrückte Schluchzen.

Ihm aber ging immer mehr die Erkenntnis für ihr Schicksal auf, wie die zwei Frauen einander Halt gewesen waren in der Tyrannei eines fast krankhaft selbstsüchtigen Mannes und Vaters und wie die Zurückgelassene fast zusammenbrach unter dem Joch, das sie nun noch allein trug und das an ihrer Jugend wie Ketten hing. Und seltsamerweise begann das, was in seinem eigenen Leben Last war, ihn ebenfalls schwerer als je zu bedrücken. Zorn gegen ihr Schicksal und gegen das eigene ergriff ihn.

„Uff,“ sagte er unvermittelt und warf die Arme trotzig übereinander, „was ist das Leben für ein elend Ding!“

Die Reihe des Wunderns und Erratens kam an Anna. Sie fühlte, daß er sein Kreuz hatte, und dachte an die Bemerkung, die der Vater über seine Ehe getan. Sie wußte wenig von ihm; aber mit der Leichtgläubigkeit der Frau und der Jugend suchte sie bei ihm keine Schuld. Sie betrachtete seine edeln, starken Züge und verstand, daß er eine Klage oder Anklage verbiß. Die Erkenntnis, daß sie im Leben etwas gemeinsam hatten, ergriff sie. Ihr Herz klopfte.

„Sie haben es gut,“ sprach sie aber. „Sie haben Freiheit. Sie können in die Welt hinaus wandern.“

„Die Wege führen alle wieder zu demselben Punkte zurück,“ entgegnete er mit verkniffenen Lippen. Dann kam Feuer in seine Augen. „Ja, wie noch Krieg war,“ fuhr er fort, „da war es anders. Da vergaß man sich selbst um der Sache willen. Da hatte jeder Augenblick seine Forderung, jede Minute ihren Entschluß und ihre Tat.“

„Der Krieg ist ein Verbrechen,“ zürnte Anna Veit.

Er errötete. „Sie schelten meinen Beruf,“ gab er zurück. „Und doch ist das Leben selbst ein ewiger Krieg. Nur daß wir im kleinen Alltag mit weniger ehrlichen Waffen streiten.“

Anna dachte, daß er wohl gemacht sei zu Schlacht und Sieg. Sie stellte sich ihn vor, wie er den Säbel schwang, wie der Kampfzorn ihm auf der Stirne stand, und sie wünschte sich, ihn zu Pferde zu sehen.

Da ertönten Schritte jenseits im Garten. Und gleich darauf erschien Jörg Veit vor dem offenen Tor.

„Natürlich,“ sagte er mit einem Lachen, in dem sich der Aerger deutlich kund tat. „Ich dachte wohl, daß ich euch hier finden würde. Das war immer der Pilgerort meiner Frauen. Mich läßt man drüben allein. Ich mag sehen, wie ich mit mir fertig werde.“

Der Hauptmann wendete sich um. „Ich bin deiner Tochter dankbar,“ sagte er, sich steil aufrichtend. „Ich habe nie einen Ort gesehen wie diesen.“

Und er bot dem Mädchen den Arm, das, aufs neue verschüchtert, kaum wagte, den ihren hineinzulegen. Zudritt schritten sie dem Hause wieder zu. Der Schultheiß Jörg Veit sprach laut und etwas gereizt von sich und Dingen, die ihn betrafen. Die zwei andern schwiegen.

Zwei Tage schon wohnte der Hauptmann Peter am Stad in der Mädchenstube des Veitschen Hauses. Was die beiden Jugendfreunde sich zu sagen und zu erzählen hatten, war längst gesagt und erzählt. Der einstige Schultheiß wunderte sich, wann der Gast weiterziehen werde, und weil es ihn unwirsch machte, daß am Stad sich mehr mit der Tochter als mit ihm beschäftigte und er wohl fühlte, daß seine Gesellschaft ihm kaum nötig war,

fragte er mit der Dreistigkeit des Egoisten: „Deine Reise wird wohl bald weitergehen?"

Der zweite Tag ging seinem Ende zu, als er diese Frage an am Stad tat, und sie standen in Veits Arbeitsstube. Den Hauptmann überlief es heiß. Er war ein stolzer Mann und ließ sich nicht gern bedeuten, daß er eine Gastfreundschaft übermaßen ausgenützt habe.

„Morgen zum frühesten reite ich," erwiderte er ohne Ueberlegung.

Da erwachte in Veit etwas von alter Jugendanhänglichkeit, und er sagte: „Das wollte ich nicht hören. Du bist willkommen, solange immer du bleiben magst."

Durch diese fast herzliche und seine vorhergehende Unwirschheit Lügen strafende Rede wurde am Stads Betretenheit augenblicklich gemildert. Sie verbrachten eine Stunde gemütlicher Unterhaltung, die sie einander näher brachte, als sie vielleicht selbst noch für möglich gehalten. Freilich war der Hauptmann mit seinen Gedanken nur halb bei der Sache. In ihm ging unablässig eine Stimme: Morgen mußt du fort. Und sein Entschluß zu scheiden, wurde unter der größern Freundlichkeit seines Gastgebers nicht wankend.

Nach einer Weile schlug Veit einen gemeinsamen Spaziergang vor, und sie kamen von diesem erst kurz vor dem Abendessen zurück. Am Stad hatte nur noch wenig Zeit, sich für dieses zurecht zu machen. Als er aber sein hellfeines Dachstübchen betrat, faßte ihn ein heftiger Schmerz. Er sah seine Habseligkeiten zerstreut herumliegen und stellte sich vor, daß er sie am Morgen zusammenpacken, daß er diesen ungewohnt sanften Raum, das stille Haus verlassen müsse. Von den Bewohnern dieses Hauses war es aber nicht mehr der Schultheiß, an den er jetzt dachte, sondern Annas Gestalt stand wieder vor ihm, und jedes Wort, das sie zu ihm gesprochen, jeder Anblick, den sie ihm dargeboten, wurden lebendig. Sie waren eigentlich seit jenem Gang zu den Grabstätten nicht viel allein gewesen, hatten nichts miteinander gesprochen, was mehr als Alltäglichkeit bedeutet hätte, allein er fühlte jetzt, daß er des Mädchens Nähe empfunden hatte wie den weichen Sommerwind, wie etwa das Zauberhafte des wirren, blütenfrohen Gartens oder die unschuldsweiße Reinheit des Gemachs, das ihm zur Wohnung diente. Er spürte, daß er hier etwas erlebt hatte, was in allen seinen Tagen nie gewesen war. Sinn und Seele waren ihm davon eingesponnen. Er wußte wohl, daß seine Stimme niemals so bewegt geklungen hatte, wie wenn er mit Anna sprach. Er wußte, daß seine Blicke immer wieder ihr gefolgt waren. Und er fragte sich in diesem Augenblick, ob sie wohl davon etwas gespürt hätte. Dann gab er sich selber Antwort, es habe in ihrem Wesen etwas gelegen, was ihn erregte und beglückte, ohne daß er zu sagen vermocht hätte, was es gewesen sei.

Peter am Stad schob die weißen Mullvorhänge an den Scheiben zurück. Das Fenster öffnend, gewahrte er, daß draußen die ersten Abendschatten einfielen. Er seufzte ein wenig. Da unten im Garten war sie gestanden, war er mit Anna geschritten! Unruhe und Ungeduld ergriffen ihn und zogen ihn zu den beiden hinunter, die ihn zu Tisch erwarteten.

Bald stieg er hinab. Man setzte sich zur Mahlzeit. Anna bediente die Männer. Geräuschlos glitt sie ab und zu.

Als sie dann selbst sich niederließ, fragte sie: „So, ist es wahr, Sie wollen morgen wirklich weiter reiten, Herr Hauptmann?"

Sie hatte ihre Stimme vollständig in ihrer Gewalt; aber dennoch schien es am Stad, als habe sie die Frage lange und drängend auf der Zunge getragen. Und ein Gefühl der Freude benahm ihm den Atem.

„Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen," meinte Veit.

Aber der Hauptmann entgegnete: „Ich muß bestimmt weiter. Ich bin schon viel länger geblieben, als ich beabsichtigte."

Sie verfolgten das Thema nicht. Irgend eines begann von etwas anderem zu sprechen. Dabei hielten sie Mahlzeit. Zuweilen war ein Wort am Stads an Anna gerichtet, und manchmal sprach sie zu ihm, gleichgültige oder selbstverständliche Dinge, aber ihre Stimmen klangen ein wenig verhalten und tief.

Als der Tisch abgeräumt war, setzte sich das Mädchen ans Spinett. Peter am Stad betrachtete stehend ihre Hände und Arme, während sie eines alten Meisters Weise spielte. Jörg Veit, der Schultheiß, saß in einem Armstuhl und rauchte die Pfeife. Nach einer Weile verschwand er. Vielleicht vertrieb ihn Langeweile, vielleicht war ihm noch irgend eine Arbeit eingefallen. Vielleicht ging seine Eitelkeit so weit, daß er es nicht einmal ertrug, wenn die Tochter sich neben ihm irgendwie hervortat. Jedenfalls fand er es unnötig, seinen Weggang zu erklären.

Der Hauptmann war erstaunt, als er nicht zurückkam. Anna aber brach bald ihr Spiel ab.

Die Nacht vor dem Fenster war heller geworden.

„Sie spielen wohl viel?" sagte am Stad zu Anna.

„O nein," erwiderte sie. „Der Vater liebt es nicht."

Sie erhob sich. Ihr Blick fiel hinaus in die Nacht. Dann streifte sie den Vorhang zurück, damit der Hauptmann besser sehe. „Ist das nicht schön?" fragte sie.

Der Mond strahlte über einem fernen Kiefernwalde wie ein Riesendiamant auf schwarzsamtnem Grund.

Lange schauten sie stumm hinüber.

„Ihr Vater scheint uns vergessen zu haben," sagte dann der Hauptmann.

Sie wollte hinausgehen, um nach Veit zu sehen. Aber er hielt sie zurück.

„Lassen Sie uns noch einen Gang in den Garten tun," schlug er vor.

Sie sah zu ihm auf. Ihre Blicke begegneten einander. Dann neigte Anna den Nacken und schritt ihm voran hinab.

Der Mond machte die Nacht zum Tage. Sein Licht war wie goldenes Wasser. Anna Veits Hals und Wangen und Arme badeten darin und wurden davon so weiß, daß ihr helles Kleid dunkel dagegen erschien.

Sie schritten durch die Wirrnis des Gartens über die wustbewachsenen Wege. Manchmal leuchtete aus Laub oder Dornen eine Rose auf, weiß oder gelb oder dunkel. Anna war dem Hauptmann immer zwei Schritte voran, als habe sie Angst vor einem Gespräche. Sie wußte seit zwei Tagen nicht, wie ihr zumute war. Es rührte sie aus des ernsten Gastes Art etwas an, was ihr wohltat, wie nichts mehr seit der Mutter Tod ihr wohlgetan hatte.

„Eine wunderbare Nacht," ertönte seine Stimme hinter ihr. „Ueberhaupt, es war hier bei Ihnen sehr schön."

Da sie horchend unwillkürlich den Schritt verhielt, gelangte er an ihre Seite. Nun befiel sie eine noch tiefere Unruhe. In einer instinktiven Furcht vor etwas Unbestimmtem, was er sagen möchte, riß sie das Gespräch an sich. „Man wird sich daheim auf Sie freuen. Erzählen Sie mir etwas von den Ihrigen, von Ihrer Frau."

Sie wußte nicht, wie ihr das herausfuhr. Eine Art verzweifelter Entschlossenheit hatte ihr die Worte auf die Zunge gedrängt.

„Es gibt nichts zu erzählen," gab er rauh zurück.

Sie senkte den Kopf und schwieg und ging weiter.

Jetzt näherten sie sich der kleinen Tür, die zu den Grabstätten führte. Da der Hauptmann im Schreiten nicht innehielt, tat Anna das Tor auf, und sie traten unter die Birken.

Am Stad lehnte sich wie gestern an einen der Stämme.

Sie sah, daß eine Falte zwischen seinen Brauen stand.

„Sie werden meine Worte von vorhin für sehr unhöflich halten," erklärte er. „Aber ich rede von diesen Dingen nicht gern."

„Verzeihen Sie," stammelte sie.

„Ich habe nichts zu verzeihen."

Er sah sich um. Das Mondlicht sickerte durch die Baumkronen. Wie in Tropfen fiel es auf die Grabsteine. Und es war still. Die Toten selbst konnten nicht stiller sein.

„Ich weiß nicht — diese beiden Tage," begann er wieder, „es war wie eine andere Zeit."

Anna Veit stand neben der Bank. Sie legte eine Hand auf die Lehne. Auch für mich, dachte sie, auch für mich. Der Atem stockte ihr. In tiefer Verwirrung fühlte sie, daß sie nicht verweilen sollte, und hatte doch ein unbeschreibliches Verlangen, ihm zu sagen: Geh nicht fort! Siehst du

nicht, wie verloren und verlassen ich hier bin?

Plötzlich stand er neben ihr. Er legte seine Hand auf die ihre. Jetzt fuhr er ihr mit den Fingern über das hellbraune Haar.

„Ich fühle, daß Sie kein leichtes Leben haben," sagte er ganz still.

Sie wagte nicht, aufzusehen. Aber er sah, daß Tränen an ihren Wimpern hingen.

„Nicht weinen," bat er und legte den Arm um sie.

„O mein Gott!"

Sie klammerte sich an ihn.

Sie küßten sich.

Die weißen Mondtropfen fielen auf ihre beiden Häupter. Sie wußten es nicht. Sie wußten nicht, was sie taten, noch, wo sie waren. Zu ihren Füßen schliefen die Toten. Sie aber bebten von Leben und Liebe.

„Gehst du wirklich? Kannst du gehen?" flüsterte Anna Veit.

„Ich muß doch," erwiderte er.

„Nimm mich mit!" schrie sie auf und umfaßte ihn noch fester. Sie wiederholte die Bitte schluchzend immer wieder und glaubte doch selbst nicht an ihre Erfüllung.

Er gab ihr nicht Antwort. Er preßte sie nur an sich und sah mit gerunzelter Stirn in die Weite.

Als es sehr spät geworden war, führte er sie durch den wüstschönen Garten dem Hause zu.

Der Schultheiß stand im Flur, als sie ankamen. Er sah sie mit einem spöttischen Blicke an. „Man darf selbst keine Ansprüche machen, wenn man anspruchsvolle Gäste hat," sagte er hämisch, zur Tochter gewendet. „Seit einer Stunde warte ich umsonst auf meinen Tee."

— — — — — — — — — — — — —

Der Hauptmann verritt am nächsten Morgen. Der Abschied zwischen den Freunden war sehr kühl.

Zwei Hände aber drückten sich hart und wollten sich nicht lassen.

Es ist lange her.

Ob er wiedergekommen? Man weiß es nicht. Das Mädchen war krank vor Sehnsucht. Der Hauptmann hatte einen starken Sinn und einen Willen, der Ketten brach. Aber, ob er wiederkam — man weiß es nicht... Es ist lange her...

Wörter und Sachen.

Nachdruck verboten.

Vortrag, gehalten in der konstituierenden Sitzung der Zürcher Sektion der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde von Professor Dr. S. Singer, Bern.

Als vor mehr denn zwanzig Jahren die Gesellschaft für Volkskunde gegründet wurde, stand als ihr erster Präsident der derzeitige Rektor der Zürcher Hochschule an ihrer Spitze, es wurde sofort die Gründung einer wissenschaftlichen Zeitschrift anhand genommen und deren damaliger und jetziger Leiter, der gegenwärtige Obmann der Gesellschaft, war damals Privatdozent an der Zürcher Universität und Mitarbeiter des Schweizerischen Idiotikons. So sind die Hochschule Zürich und das Idiotikon, das in Zürich seinen Sitz hat, bei der Gründung dieser Gesellschaft Gevatter gestanden, und als der Sitz der Zentralgesellschaft nach Basel verlegt wurde, mußte man erwarten, daß sich hier bald eine blühende Sektion des Vereins entwickeln würde. Ich will hier nicht untersuchen, warum es so lange brauchte, bis das, was in der kürzesten Zeit zu erwarten war, sich realisierte, ich will vielmehr der unverhohlenen Freude darüber Ausdruck geben, daß es endlich geschehen ist, daß sich hier ein Zweigverein der Gesellschaft aufgetan hat, der nach der ganzen Lage der Sachen berufen ist, ein Mittelpunkt volkskundlicher Studien zu werden, besonders berufen, weil eben in Zürich der Sitz der beiden großen Sammelstätten schweizerischer Sprache und Art ist: des deutschschweizerischen Idiotikons und des Glossaire des patois de la Suisse romande. Lassen Sie mich Ihnen etwas über das Verhältnis dieser beiden groß angelegten Unternehmungen, die ihren Wohnsitz in dieser Stadt aufgeschlagen haben, sagen und über deren intime Beziehungen zu den Zielen und Zwecken Ihrer Gesellschaft. Mit dem ältern der beiden Schwesterinstitute, dem deutschschweizerischen Idiotikon, will ich den Anfang machen.